

## Das Geheimnis des „großen Unbekannten“

Solothurner Erinnerungen an Charles Sealsfield-Postl

Von Eduard Castle

Mit sechs Originalaufnahmen von Emil Schubiger, Solothurn

Im Frühjahr 1920 lud mich mein verehrter Freund Dr. Ferdinand Schubiger-Hartmann ein, mit meiner Frau ein paar Wochen in seiner Vaterstadt Solothurn am Fuß des Jura zuzubringen. Es war eine Fahrt aus dem Gefängnis der österreichischen Krone in die Freiheit des Schweizer Franken, aus dem Winter in den Frühling, aus Schnee und Eis in einen Blütengarten. Eine seltene Wetterlage brachte es mit sich, daß alle Obstbäume zu gleicher Zeit auslugen, im Osten aber etwas früher als im Westen, so daß wir zuerst in Zürich und dann in Solothurn, durch volle sechs Wochen, buchstäblich unter Blüten wandelten.

Da wir unsere Gastfreunde so wenig als möglich stören wollten, waren wir sehr glücklich, als sie eine Umgebungskarte von Solothurn uns in die Hand gaben, die schönsten Spaziergänge bezeichneten und es uns überließen, Sonne und Schatten, Wald und Wiese nach unserem Belieben zu genießen.

„Solothurn hat ja einen berühmten Landsmann von uns beherbergt“, sagte ich einmal bei Tisch. „Wo ist denn das Haus ‚Unter den Tannen‘?“

Die Kinder machten verdutzte Gesichter, unser Landsmann wie das genannte Haus waren ihnen unbekannt; Dr. Schubiger, seinem Berufe nach Arzt, aber mit regen literarischen und künstlerischen Interessen, wohl bewandert in der Geschichte seines Landes und seiner Heimatstadt, wußte jedoch gleich Bescheid. „Sie wollen zu Sealsfields Haus? Da müssen Sie von der Lorettokapelle nach Norden“, und er zeigte mir auf unserer Karte die Häusergruppe, die in der Tat nicht zu verfehlen war.

Die Kinder fragten, wer Sealsfield gewesen sei; keines hatte je etwas von ihm gehört oder gelesen. Die Originalausgaben seiner Werke stehen wohl in der Kantonsbibliothek, aber es ist schon längst nach ihnen keine Nachfrage mehr. Die „Töpfer-Gesellschaft“, eine literarische Vereinigung zur Abhaltung öffentlicher Vorträge, dachte vor Jahren daran, das Haus des Dichters mit einer Gedenktafel zu bezeichnen; die Sache kam wieder in Vergessenheit.

Am nächsten Vormittag schlenderten wir nach dem Hause „Unter den Tannen“. Wenn man aus dem Aaretal den Weg gegen den Weißenstein einschlägt, hat man eine Jurabank vor sich, deren polierbarer Marmor in einigen Steinbrüchen ausgebeutet wird. Am westlichen Ende dieser Steinbrüche, auf deren Höhe, liegen ein paar Landhäuser von anspruchslosester Bauart, hinter denen sogleich der Wald beginnt, dessen Straßen und Wege in östlicher Richtung sicher zu der kühlen St.-Verena-Schlucht führen, dem ersten Spaziergang, den die Solothurner jeden Fremden machen lassen und den dieser dann von selbst immer und immer wiederholt.

Sealsfields Haus ist gleich nach seinem Tode in den Besitz eines Gerbers übergegangen. Es ist noch wie zu seinen Lebzeiten hell getüncht mit grün gestrichenen Jalousieläden; nur ist ihm vor einigen Jahren nach einem Brande ein Stockwerk aufgesetzt worden. Vor dem Hause befindet sich ein Garten, der zwischen zwei Feldwegen wie ein Schiffsschnabel spitz ausläuft. Die offene Tür läßt uns in einen Gang blicken, zu dessen beiden Seiten sich Zimmer an Zimmer reiht. Für einen alten Hagestolzen, der nur mit einer Wirtschafterin hier lebte, war das Haus zweifellos groß genug. Das Schönste ist seine Lage, der herrliche Blick auf die Berner Alpen, überthront von der Jungfrau, in der Ferne, auf die grünen Wälder und Wiesen des Aaretals in der Nähe, auf das lindenebekränzte Städtchen mit seinen Kirchen, Klöstern, Kapellen, alle beherrscht von St. Ursus, der Kathedrale des Stadtpatrons, unmittelbar vor sich. Wie oft mag der Alte in den ersten Jahren, ehe ihn sein fortschreitendes Augenübel in das Dämmer seiner Stuben bannte, hier gesessen sein, durch seine scharfen blauen Gläser Natur und Menschen betrachtet und sich brummig abgewandt haben: „Zuviel Schwarzröcke, zu häufiges Gebimmel, zu hohe Klostermauern!“

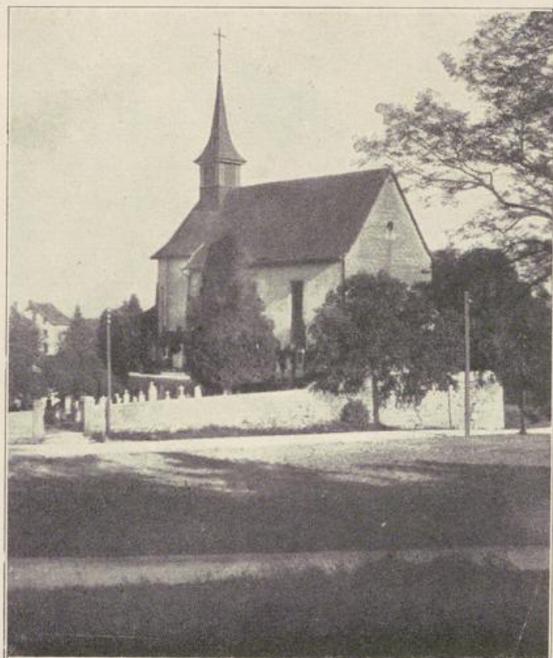
Im Nachbarhause treibt ein Steinmetz sein Gewerbe. Ein alter Mann — wie sich herausstellte, der Meister selbst — bestätigt uns, daß wir das richtige Haus gefunden haben; vor ihm stand noch aus seiner Knabenzeit die Erscheinung des wunderlichen Amerikaners, mit dem sein Vater gute Nachbarschaft hielt; aber von ihm zu erzählen wußte er schon nichts mehr Rechtes. Es war übrigens der einzige Mensch, dem wir in Solothurn begegnet sind, mit dem Schimmer einer persönlichen Erinnerung an den „großen Unbekannten“.

Als wir Freund Schubiger nach Sealsfields Grabstätte befragten, sagte er: „Dort waren Sie schon; Sie haben doch das Grab meiner Eltern auf dem St.-Niklaus-Friedhof besucht. Dort an der Nordseite der Kirche ist er bestattet.“ Wir waren tatsächlich bei dem alten, von herrlichen Lindenbäumen umschatteten Kirchlein, das ein idyllischer Dorffriedhof umgibt, draußen gewesen, aber an dem verwachsenen Denkstein mit seinen verblichenen Goldbuchstaben achtlos vorübergegangen. Jetzt erst erfuhren wir, daß auf dem städtischen Friedhof, um die Gleichheit aller wenigstens im Tode wahr zu machen, die Gräber nach zwanzig Jahren aufgelassen würden, auch größere Grabdenkmäler verboten seien, weshalb viele Familien ein Erbbegräbnis bei St. Niklaus zu erwerben trachteten. Bei unserem nächsten Spaziergang bogen wir also vor der St.-Verena-Schlucht nach rechts ab, nahmen die Richtung auf das Kirchlein und fanden unschwer die bezeichnete Stelle.

Ein Vierteljahr vor seinem Tode hatte Sealsfield nach einer englischen Bibel verlangt, um die Stelle zu finden, die ihm als Grabchrift vorschwebte. Erst als sein Suchen vergeblich war, machte er dem reformierten Pfarrer Hemmann, dem einzigen, mit dem er noch regelmäßig verkehrte, Andeutungen über Wortlaut und Sinn des Spruches, den ihm dieser dann sogleich aufschlug. Nun traf er die Anordnungen über die Form des Grabsteins, den Preis, den Steinhauermeister, dem die Arbeit übertragen werden sollte, die Inschrift, die wir mit einiger Mühe entzifferten<sup>1</sup>:

---

<sup>1</sup> Psalm 143,2. Und gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte: denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht. Psalm 51,3 (nicht, wie auf dem Grabstein zu lesen ist, 31!). Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit.



Der St. Niklaus Kirchhof



Haus unter den Tannen

C. P.

Charles Sealsfield

geboren den 3. März 1793

gestorben den 26. May 1864.

---

*Psalm 143. And enter not into judgement with thy servant for in thy sight shall no man living be justified.*

*Psalm 31. Have mercy upon me, my God, according to thy loving kindness, according to the multitude of thy tender mercies blot out my transgressions.*

---

Auf der Gruftplatte:

Charles Sealsfield

Bürger von

Nord Amerika

Der Grabstein verrät mehr, als Sealsfield gewünscht hat: nur die erste Psalmstelle geht auf seine Angabe zurück, die zweite hatte er bloß notiert, ehe er jene ausgefunden, und sodann fallen gelassen. Mehr wollte er nicht zugestehn als die allgemeine Schwäche der menschlichen Natur; ob der Ausdruck „*thy servant*“ im prägnanten Sinne genommen ist, wäre schon zu bezweifeln. Das zitternde Flehen um Gnade, minder vereinbar mit der stolzen, schroffen Haltung des Mannes während seines ganzen Lebens, ist auf die fromme Meinung des Pfarrers Hemmann zu setzen.

Als wir nun hier und dort nach Sealsfield-Erinnerungen fragten, kam bei Frau Hildegard Glutz-Hartmann, einer Tante unserer freundlichen Wirtin, eine Photographie zum Vorschein, die ich als das Lichtbild erkannte, das Sealsfield nach langem Zögern um die Mitte 1863, also in seinem letzten Lebensjahre, anfertigen ließ. Pfarrer Hemmann hatte noch aus seiner Knabenzeit in Brugg in der ersten Hälfte der vierziger Jahre Sealsfield als einen kräftigen, breitschultrigen, sechs Fuß hohen Mann von wohlproportioniertem Wuchs und guter Haltung in Erinnerung. „Als Sealsfield im Winter 1858/59 nach Solothurn übersiedelte,“ erzählt Hemmann, „erschien er noch immer aufrecht, obwohl bedeutend ergraut und wegen der zahllosen Furchen seines Angesichts von erhöhtem Ingrimme des

Ausdrucks. Sein kurz geschorenes Haupthaar war noch viel borstiger geworden, und um den Mund herum, dessen Oberlippe von einem mit dem Backenbart zusammenlaufenden struppigen Schnurrbart bedeckt war, hatte sich der Zug einer unfreundlich abweisenden Verbissenheit förmlich eingegraben. Nur der viereckige, über den buschigen Augenbrauen gewaltig aufgebaute Schädel und die in einem wunderbar schönen, aber düstern Glanze strahlenden Augen waren sich gleich geblieben. Ganz seltsam kamen mir die unverhältnismäßig großen, abstehenden und faunhaft zugespitzten Ohren vor, deren Form ich noch an keinem anderen menschlichen Kopfe als an den von griechischen Künstlern gemeißelten gesehen hatte. Er war, jedoch nur wenn er ausging, immer noch mit Sorgfalt gekleidet; seine Sorgfalt hatte etwas Steifes, wie man sie bei Beamten antrifft, die ihre Garderobe von einem Bureaudiener besorgen lassen. Stets trug er tuchene Kleider von feinstem Stoffe, und nie durften sie mit einer Bürste, sondern mußten mit einem seidenen Tuche gereinigt werden.“

Gern hätte ich noch eine Zeile von Sealsfields Hand ausgespürt. Aber alle Nachfrage blieb vergeblich. Obgleich der Großvater unserer Gastfreundin, Alfred Hartmann, der langjährige Herausgeber des seinerzeit in der Schweiz wohlbekanntes Witzblattes „Der Postheiri“, zu Sealsfields vertrauteren Solothurner Freunden gehört, auch mehrfach über ihn geschrieben hatte<sup>1</sup>, fand sich in der Familie nicht einmal das kleinste Billett vor — begreiflicherweise, in dem kleinen Städtchen besuchte man einander, wenn man sich etwas zu sagen hatte. Die Geschäftsbriefe Sealsfields an Schweizer Freunde haben diese wahrscheinlich, sobald sie gegenstandslos geworden waren, vernichtet, wenigstens ist bis heute auch nicht einer bekanntgeworden, wie denn überhaupt Sealsfield-Autographen mit Gold aufzuwiegen wären: ich glaube, es hat sich noch nie einer in den Handel verirrt; die wenigen erhaltenen Schriftstücke an Verleger sind in festem Besitz. Mit vieler Mühe gelang es Dr. Schubiger, das von Sealsfield in seinen letzten Monaten eigenhändig niedergeschriebene und noch heute bei Gericht erliegende Testament auszufinden und auf meine Bitte die Erlaubnis zu erwirken, daß der Schluß mit Sealsfields Unterschrift photographiert werden durfte.

<sup>1</sup> Gartenlaube 1864, S. 53/55: „Der deutsch-amerikanische Romantiker“; 1865, S. 94: „Ein aufgeklärtes Literaturgeheimnis“.

Noch mehr als vor 30 Jahren gilt heute das Wort des Mannes, der bei Sealsfields Leichenbegängnis am 29. Mai 1864 fast als einziger der „Leidabnahme“ seitens Fernerstehender — und sie standen eben alle dem Toten fern, ach, wie fern! — sich unterzog: „Sealsfields Name wird da, wo er so lange geweilt hat, kaum noch genannt. Nur die Zöglinge der drei Waisenhäuser Schaffhausen, Zürich und Solothurn, zu deren Erziehung er Legate gestiftet hat, erfahren bei der Prämierung ihrer Leistungen, daß einer ihrer gedacht hat, der, selbst unglücklicher als sie, unbeklagt und doch mitfühlend sein schweres Los zu tragen vermochte, das Los der Verwaisung.“

Aus der Schweiz zurückgekehrt, fand ich auf meinem Schreibtisch in einer Sendung des Wiener Kunstverlages Anton Schroll & Co. die schöne neue Ausgabe von Sealsfields Anklageschrift „Österreich, wie es ist“ („*Austria as it is*“, 1828) in der deutschen Übersetzung von Viktor Klarwill. Noch R. F. Arnold (1901) und Gustav Winter (1907) haben in ihr nicht mehr sehen wollen als eine „unreife, überhastete, von persönlicher Gereiztheit vergiftete Frühleistung, worin sich ein wenig Wahrheit mit sehr viel Entstellung, ein paar Tropfen Geschautes und Erlebtes mit einer Flut von Erlauschtem und Erdichtetem zu einem trüben Ganzen mischen“; und doch hat sich Sealsfields politischer Scharfblick auch in ihr bewährt: richtig erkannte er das Auseinanderstreben der Bestandteile Österreichs, die Gleichgültigkeit des tschechischen Volkes gegen die Dynastie und den Katholizismus, den Ingrimm des zur Ohnmacht verurteilten hohen Adels gegen die Allmacht der Bureaukratie, die Schädlichkeit der Methoden des Metternichschen Systems, den Urgrund alles Geistesdruckes in dem Obskurantismus des Kaisers Franz.

Sealsfields Gewährsmänner darf man wohl in dem Kreis seiner Gönner und Freunde suchen. Sie sind längst bekannt: in Prag Graf Lažansky, Graf Clam-Gallas, Freiherr von Bretfeld, Gubernialrat Ritter von Böhm (mit dessen Tochter Sidonie den Sekretär des Kreuzherrenordens „eine engere Bekanntschaft“ verband), Appellationsrat Josef Ritter von Jordan, Straßenbaudirektor Josef Wander von Grünwald, Bankier Lämel, Med. Dr. Krombholz, J. U. Dr. Belminger — in Wien Johann Limbeck von Lilienau, Hofrat in der k. k. vereinigten Hofkanzlei.

Wir wissen heute, daß Karl Postl ohne inneren Beruf, nur um ein Gelübde seiner Mutter zu erfüllen, Kreuzherr wurde, daß er als Sekretariatsadjunkt und, zum Priester geweiht, als Ordenssekretär Verwendung fand, die lebenden Sprachen sich aneignete, Klavierunterricht nahm, gesellschaftliche Beziehungen anknüpfte und am Weltleben immer mehr Geschmack gewann. Nachdem ihm der General-Großmeister Köhler „sein träges Besorgen der Ordensgeschäfte, seine Lauigkeit und Kälte in geistlichen Funktionen, sein keckes Eindringen in höhere Familienkreise, sein stolzes Benehmen gegen die Brüder, sein anmaßendes Urteil über private und öffentliche Angelegenheiten“ wiederholt und streng verwiesen, ja sogar die Enthebung von seinem Posten angedroht hatte, kam es zu einer Entscheidung. Im Jahre 1823 sollte der Referent über die geistlichen Angelegenheiten beim Staatsrat, der Abt Martin von Lorenz, pensioniert und durch den Beisitzer der k. k. Studienhofkommission Josef Alois Jüstel ersetzt werden. Graf Lažansky, der Präsident der Studienhofkommission, hatte Postl angeblich Hoffnung gemacht, daß er „als Hofsekretär in geistlichen Angelegenheiten zu Handen des Ministers Grafen von Saurau“ angestellt werde; zumindest erzählte dies Postl seinem General-Großmeister und seinen Ordensbrüdern. Nach einer Kur in Karlsbad fuhr er Sonntag, den 11. Mai 1823 von Franzensbad mit den Pferden des Kommandeurs Stöhr nach Plan. Er soll des anderen Tags von da zu Fuß fortgegangen sein, schrieb am 13. aus Pilsen seinem Ordensbruder Josef Kirschbaum nach Franzensbad, daß er mit einem guten Freund nach Teplitz abfahre, von wo aus er nach viertägigem Aufenthalt über Brünn nach Wien zu reisen gedenke; tatsächlich scheint er nicht in Teplitz gewesen zu sein; ob er in Brünn war, ist fraglich; dagegen traf er in Wien ein, wurde am 29. Mai von Graf Saurau empfangen, fand aber angeblich (nach einem Polizeibericht) keine gute Aufnahme, worauf er sogleich die Stadt verließ — und damit verliert sich seine Spur trotz polizeilichen Nachforschungen, „disparuit“, wie es im Ordenskataloge heißt.

Es ist sehr merkwürdig, daß in der ganzen neueren Sealsfield-Literatur über eine Angabe, es möchte fast scheinen, geflissentlich hinweggegangen wird, obgleich sie von einer höchst zuverlässigen Seite stammt. Pfarrer Hemmann erklärt auf das bestimmteste in





seinen beiden Aufsätzen, die er dem Dichter in „Nord und Süd“ (X, 1879, 312—328 und L, 1889, 337—352) gewidmet hat, Sealsfield sei Freimaurer gewesen. Auf Sealsfields Bruder, den k. k. Bezirksvorsteher Josef Postl, geht die Überlieferung zurück, der Flüchtige habe sich von Wien über Innsbruck nach der Schweiz gewendet. Hemmann gibt 1879 der Meinung Ausdruck, es wäre gar nicht so schwer, sich die genaue Kenntnis des Weges, den Sealsfield weiter eingeschlagen habe, zu verschaffen, wenn es wirklich der Mühe wert wäre, Nachforschungen anzustellen. Dem Züricher Oberamtmann (späteren Bürgermeister) Hirzel, dem Bürgermeister Heß und ihren Freunden „mußte es ein wahrer Hochgenuß sein, einem der Metternichschen Tyrannei Entronnenen auf jede Weise behilflich zu werden, und die Erinnerungen von Zeitgenossen, welche andeuten, daß Sealsfield in diesen Kreisen Aufnahme fand und Anweisungen zur Weiterreise nach Amerika erhielt, sind durchaus glaubhaft. Nimmt man noch dazu, daß die Zürcher Handelswelt mit Nordamerika in lebhafter Verbindung stand und freimaurerische Fäden in jener Zeit nach allen Seiten gespannt waren, so haben wir genug Anhaltspunkte, Sealsfields Verschwinden zu erklären. Es braucht zu einer solchen Handreichung einen gewissen Grad von Fanatismus, eine Schwärmerei, die in der Tat damals vorhanden war. Sie macht ein derartiges Rettungswerk zu einer Tat des Glaubens und erklärt auch, daß nie ein Ton über die Art und Weise des Verschwindens verlautete. Sealsfield wäre nicht das einzige Beispiel, daß, wie in Amerika eine sogenannte unterirdische Eisenbahn bestand, auf welcher flüchtige Neger aus den Südstaaten sicher nach dem Norden geleitet wurden, auch von der reformierten Schweiz aus den Sklaven des römisch-katholischen Absolutismus angrenzender Staaten, namentlich Österreichs, unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Hand geboten wurde. In den dreißiger und vierziger Jahren empfing Sealsfield noch in Baden (im Aargau) die Besuche dieser Züricher Herren, und jedesmal, wenn die Kutschen vor dem Gasthof zum Engel in den kleinen Bädern anlangten, verwunderte man sich über den eigentümlich vertrauten Verkehr der Angekommenen mit dem schweigsamen Gaste. Aufs Geratewohl ist Sealsfield gewiß nicht nach Amerika gereist, dazu war er ein zu umsichtiger und weit-sichtiger Mann.“ Daß Sealsfield Ende November 1839 Zürich

dauernd verließ, glaubt Hemmann mit dem Sturz der ihm befreundeten Regierungsmänner durch den Septemberputsch in ursächlichen Zusammenhang bringen zu dürfen.

Mit diesen Andeutungen hatte Hemmann aber entschieden zu viel verraten, und man legte ihm ein energisches Schweigegebot auf. 1888 erklärt er in einer Notiz der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ (24. März, Nr. 84): „Daß Sealsfield Freimaurer gewesen ist, wurde mir von allen Zeitgenossen bestätigt, und ich bin jetzt noch davon überzeugt. Der angeführte Gegengrund, daß ihn die Logen als einen Sklavenhalter ausgestoßen hätten, beirrt mich nicht. Denn damals stand in Nordamerika die Meinung bei den Sklavenhaltern und ihren Wortführern felsenfest, daß das Sklavenwesen ein Zug reiner Menschlichkeit, die Abschaffung der Sklaverei dagegen eine Unmenschlichkeit sei, weil dadurch die plötzlich Freigewordenen, des patriarchalischen Schutzes beraubt, zugrunde gehn müßten. Sealsfield hat diese Ansicht mit großem Eifer verfochten. Daß ich mich über das Weitere nur mit Zurückhaltung ausspreche, ist in der Natur der Sache begründet. Die Artikel der ‚Deutschen Zeitung‘ (vermutlich von Kertbeny), welche Sealsfields Fortune durch sein Freimaurertum erklären, sind ein Gespinnst, für das ich nicht die geringste Verantwortlichkeit übernehmen kann, obwohl ich annehme, der Verfasser habe es aus meinen Mitteilungen weiter ausgesponnen.“ Auch 1889 nimmt er nichts von seinen früheren Aussagen zurück, fügt aber hinzu: „Der Umstand, daß Sealsfield schon im Anfang seines späteren Auftretens in der Schweiz mit den hervorragendsten Mitgliedern der Züricher Loge in Verbindung stand, und mehrere Andeutungen, über die ich mich nicht äußern will, brachten mich auf den Gedanken, daß er schon im Mai oder Juni 1823 in Zürich kurze Zeit verweilt habe, um dann weiter nach New-Orleans zu reisen. In dem Bestreben, diese Vermutung zur Gewißheit zu erheben, stieß ich auf so eigentümliche und hartnäckige Schwierigkeiten, daß ich diese Frage auf sich beruhen lassen muß. Wurde doch von berufener Seite die falsche Behauptung aufgestellt, Sealsfield sei gar nicht Freimaurer gewesen! Auch von anderer Seite wurde mir in allem, was die Loge betreffe, Vorsicht empfohlen und diese Mahnung mit der Furcht begründet, daß zu weit getriebene Wißbegierde die Vernichtung der noch vorhandenen Quellen zur Folge haben könnte. Obwohl ich nur für

Österreich, sonst aber nicht begreifen kann, welche Bedenken der Nachforschung in dieser Richtung vor Anbruch des nächsten Jahrhunderts entgegenstehn können, würde ich es sehr bedauern, durch Mitteilung meiner Erfahrungen einem Bruder den Schimmel scheu zu machen, um so mehr, als mir versichert wird, daß das unkluge Weiterspinnen durch einen anderen Forscher (Kertbeny) bereits geschadet hat. Es wurde dadurch der einzige Kanal, in welchem die Identität von Karl Postl und Charles Sealsfield gerichtlich bewiesen werden konnte, zugemauert.“ Daß Sealsfield vom Volk für einen Freimaurer gehalten wurde und infolgedessen in aufgeregten Zeiten an vielen Orten einem offenkundigen Mißtrauen begegnete, erhärtet Hemmann durch den Hinweis auf die Klageschrift, die Sealsfield dem Zunftgericht Benken-Laufen gegen Med.-Prakt. Friedrich Schiel einreichte, weil ihn dieser am 13. Oktober 1848 beschimpft und durch Beißen und Schlagen körperlich verletzt habe.

Bezeichnend ist es, daß auch seine Schaffhausener Freundinnen Elise<sup>1</sup> und Marie Meyer der Loge nahestanden; Sealsfields amerikanischem Biographen A. B. Faust wurde noch in den neunziger Jahren als ihre eigenhändige Arbeit ein gesticktes Banner von einem Schaffhausener Freimaurerorden gezeigt.

Kehren wir zu Sealsfields österreichischen Freunden zurück. Der direkte Nachweis einer Zugehörigkeit zur Loge ist für die spätere franziszeische Zeit freilich schwer zu erbringen, weil schon vor dem kaiserlichen Verbot vom 2. Januar 1795 die Logen beschlossen, „ihre Versammlungen und Arbeiten indessen so lange einzustellen, bis günstigere Zeitumstände ihren gegenwärtigen Betrachtungen weniger Gewicht, ihrer sodann erneuerten Wirksamkeit einen gedeihlicheren Erfolg, und ihren Wünschen die lebendige Zuversicht geben, auch in den Augen des minder aufgeklärten Teiles ihrer Mitbürger der huldreichen Gesinnungen des Kaisers nicht unwert zu scheinen“. Die von maurerischer Seite ausgegangenen Darstellungen der Geschichte des Logenwesens in Österreich brechen daher insgesamt mit dem Jahre 1795 ab. Um so reichlichere Mitteilungen liegen aus der Blütezeit des Maurertums unter Joseph II. vor, und da treffen wir in der Tat in den Bruderlisten der Wiener Loge „Zur

<sup>1</sup> Von Elise Meyer stammt der Aufsatz „Der Dichter beider Hemisphären“: „Daheim“ I (1865), 295 f.

gekrönten Hoffnung“ Johann Josef Edlen von Böhm, k. k. Hofsekretär in der geheimen Kabinettskanzlei und Beisitzer der Bücherzensur-Hofkommission, und in denen der Loge „Zur wahren Eintracht“ Prokop Graf Lažansky, Vizepräsident des Guberniums in Prag, und Franz Graf Saurau, Gubernialrat, später Oberstkanzler, alle drei bald darauf der Loge „Wahrheit und Einigkeit zu drei gekrönten Säulen im Orient von Prag“ affiliert. Wie viele Mitglieder des hohen und niederen Klerus damals den Brüdern zugehörten, ist bekannt. Nach dem Verbot war das Licht verdeckt, aber nicht erloschen. Die aufsehenerregende Amtsentsetzung Bolzanos (24. Dezember 1819), die Einkerkelung seines Schülers M. J. Fesl (1818—1822), die erzwungene Resignation des Leitmeritzer Bischofs Hurdalek (6. Mai 1821), dreier Persönlichkeiten, deren Sealsfield auch in seiner Schrift über Österreich mit offenkundiger Sympathie gedenkt, stehen im Zusammenhang mit der Aufdeckung des „Christenbundes“, einer geheimen Gesellschaft „zur sittlichen Erhebung der Mitglieder“ unter den jungen Leitmeritzer Diözesanen.

Wir ahnen nun manche Zusammenhänge, welche sich freilich in den Akten nicht finden.

Bruder Lažansky empfiehlt Bruder Saurau den Ordenssekretär (doch wohl Bruder?) Karl Postl für eine Anstellung als Hofsekretär in geistlichen Angelegenheiten; nach einem Brief Postls an seinen Ordensbruder Kirschbaum vom 9. Mai ist alles schon abgemacht, Postl hat Ende Mai 1823 in Wien einzulangen, „wo er am 1. Juni Seiner Majestät vorgestellt und alsdann in der angegebenen Kategorie in Eid genommen werden würde“. Er stellt sich pünktlich am 29. Mai Saurau vor und erhält den Wink, noch denselben Tag zu verschwinden — den Grund hat niemals jemand erfahren! Nach den Angaben von Josef Postl besaß Karl einen Gubernialpaß, ausgestellt von dem Gubernialrat Ritter von Böhm; an ihn verwies Karl am Abend vor der Abreise den Bruder, wenn er etwas über sein Schicksal erfahren wolle, und tatsächlich befragt, ob Postl, wie das Gerücht behauptete, bereits aufgegriffen sei und sich in der Korrektionsanstalt Murau befinde, antwortete Böhm mit lächelnder Miene: „Ihr Herr Bruder ist, so wahr ich Böhm heiße, nicht mehr in den österreichischen Erblanden, dies sei Ihnen genug; mehr kann ich Ihnen vorderhand nicht mitteilen.“ Bankier Lämel

schneidet die Frage, woher wohl Postl die Geldmittel zu seiner Reise aufgetrieben habe, kurz ab: „Sekretär Postl kann schon noch ein Jahr reisen.“

Der General-Großmeister des Kreuzherrenordens Anton Köhler meldete seiner Pflicht gemäß, allerdings vorerst nur mündlich, am 23. Mai der k. k. Stadthauptmannschaft in Prag, „daß Postl sich ohne Bewilligung entfernt habe und sich wahrscheinlich heimlich in Wien befinden dürfte; er stellte im Namen des Ordens das Ansuchen, Postl auszuforschen und dem Pfarrer der Karlskirche in Wien mit Schonung zu überliefern“. Die Stadthauptmannschaft wandte sich sogleich an die Wiener Polizeioberdirektion und erhielt von ihr unter dem 6. Juni (eingelaufen am 9. Juni) die Mitteilung von dem Empfang Postls bei Saurau am 29. Mai, seiner Abreise am selben Tag angeblich nach seiner Heimat Poppitz, „wo er einige Tage zu verweilen willens sei, um sich dann wieder nach Karlsbad zu verfügen, wo er in diesem Augenblicke schon eingetroffen sein dürfte“. Da dies nicht der Fall ist, reicht Köhler am 10. Juni die Anzeige bei dem fürsterzbischöflichen Konsistorium in Prag ein, das sie noch am selben Tag an den Präsidenten des k. k. Landesguberniums von Böhmen, Grafen Kolowrat, weiterleitet. Dieser berichtet am 12. Juni, wie es seine Pflicht war, den unmittelbar vorgesetzten Hofstellen, dem Oberstkanzler Grafen Saurau und dem Präsidenten der Polizei- und Zensurhofstelle Grafen Sedlnitzky, den unangenehmen Vorfall. Saurau nimmt durch ein bedauerndes Schreiben vom 17. den Bericht zur Kenntnis, ohne mit einem Wort zu erwähnen, daß er Postl in Audienz empfangen habe! Sedlnitzky, dem bereits Briefinterzepte und Konfidentenberichte über Postls Flucht vorlagen, beauftragt die Wiener Polizeioberdirektion am 16. Juni im kurzen Weg, den Entwichenen auszuforschen, und am 27. Juni (expediert am 3. Juli!) durch ein Dekret, „jede Spur zur Entdeckung des Aufenthalts Postls tätigst zu verfolgen, . . . denselben aber im Betretungsfalle mit der seinem Priesterstand gebührenden Rücksicht anzuhalten“. Am 6. Juli gibt das böhmische Landesgubernium dem Stadthauptmannschaftsverweser R. v. Hoch den Auftrag, „alle polizeilichen Maßregeln zur Entdeckung des Aufenthalts Postls“ anzuwenden, worauf am 17. Juli ein Steckbrief hinter ihm erlassen wird. Damit endigen aber auch die polizeilichen Maßnahmen, und die Affäre Postl ist abgeschlossen. Verließ

sie im Sand, weil sich nichts ergab? weil sie plötzlich auf höheren Befehl (A. Weiß denkt an Saurau, ohne Eingehn auf maurerische Zusammenhänge) eingestellt wurde? weil die unteren Stellen versagten? Die Akten schweigen, und die Loge ist verschwiegen.

Nach einem dreijährigen Studium von Land und Leuten in Amerika (1823—1826) taucht Postl als Charles Sealsfield im August 1826 mit einem Paß, ausgestellt vom Staate Louisiana, als protestantischer Geistlicher, gebürtig aus Pennsylvanien, wieder in Deutschland auf und — bietet sich Metternich zum politischen Agenten an. Gustav Winter, der diese Tatsache aus den Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs festgestellt hat, ist über die „kaum beneidenswerte Versatilität von Sealsfields Charakter“ sittlich entzündet. Er hat aber gar nicht die Frage erwogen, ob nicht der österreichische Staatskanzler etwa mit den Waffen seiner eigenen Staatskunst geschlagen, ob nicht wider die politische und literarische Spionage des Wiener Kabinetts einfach eine Gegenspionage aufgestellt werden sollte. Allerdings, Sealsfields Versuch, etwas zu plump angelegt, scheiterte. Seine Broschüre „*Austria as it is*“ nur als Rache für den erlittenen Mißerfolg aufzufassen, ist aber in der Tat menschlich „schwach und klein“; weit einsichtiger hat sie schon Viktor Hamburger (1879) als „eine ehrliche Parteischrift“ bezeichnet: sie nimmt den Kampf der österreichischen Aufklärung gegen den Obskurantismus dort wieder auf, wo ihn das Eingreifen einer höheren Gewalt 1794 eingestellt hat. Sealsfield hat seine Gesinnung gegen das alte, vom Geiste Metternichs erfüllte Österreich nie verändert. Am 1. Mai 1859, beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Österreich, schrieb er seiner Schaffhausener Freundin Elise Meyer: „Die Lage Österreichs ist eine verzweifelte — wohl! wenn sie aus Italien vertrieben werden, und diese Macht, die in geistiger Beziehung wie ein Vampir auf allem lastet, was Aufschwung und Fortschritt genannt werden kann, endlich unschädlich gemacht wird!“

Wenn wir Sealsfield 1828 in geheimnisvoller Sendung in Mexiko, 1830 in Verbindung mit Josef Bonaparte und 1832 mit der Königin Hortense und ihrem Sohn, dem späteren Napoleon III., begegnen, ergibt sich aus keiner dieser Beziehungen ein Widerspruch zu der Annahme, daß er im maurerischen Interesse gewirkt habe. Er durfte, ohne über eine Lüge schamrot zu werden, 1847 von sich



Sealsfields Bildnis



Sealsfields Grab

sagen: „Wir sind liberal seit fünfundzwanzig Jahren fest und unerschütterlich gewesen und wollen es bleiben“, 1849: „Wenn man fünfundzwanzig und mehr Jahre fortwährend für das Wohl der Menschheit tätig gewesen, tun einem dergleichen Fußtritte von Männern wie Sie (Erhard) nicht sehr wohl“, 1854: „Es würde kurios aussehen, wenn ein so alter Republikaner, der mehr denn dreißig Jahre im Weinberge des Volkes gearbeitet, nun in seinen alten Tagen für die Monarchien anfangen wollte zu arbeiten. Es wäre taktlos, charakterlos, und Taktlosigkeit und Charakterlosigkeit sind Dinge, die ich mir nicht zu Schuld kommen ließ, was auch meine Fehler sein mögen. Ich will konsequent bleiben, und selbst meine Feinde . . . sollen mich nicht inkonsequent finden.“

Man hat es für eitles Geflunker gehalten, wenn Sealsfield von seinen hohen und höchsten Bekanntschaften in Amerika und England sprach, wenn er 1838 gesprächsweise hinwarf, seine Rolle liege überhaupt nicht in der Literatur, sondern im Weißen Hause: ein Körnchen Wahrheit mag denn doch wohl dem allen zugrunde liegen. Wenigstens das eine ist glaubhaft, daß er Korrespondent für einige von Stephen Girard abhängige Zeitungen war, einem von den Zehn, die nach Sealsfields Behauptung die Welt regierten, und daß Girard Freimaurer war, bezeugt seine Stiftung, das Girard-College in Philadelphia.

„Es ist richtig,“ bemerkt Pfarrer Hemmann, „daß Sealsfield seinen Anschluß überall nach oben suchte und auf eine für Fernerstehende unerklärliche Weise auch fand. Die Spitzen der Gesellschaft fühlten sich, so wenig sie sich auch in seiner Persönlichkeit zurechtfinden, von seinem Umgang geehrt. Aber wahre Freunde konnte er deshalb nicht finden, weil über seinem Haupte stets die Wolke des Argwohns ruhte . . . Nicht einmal sein Augenleiden fand Glauben, sondern man nahm lieber an, er trage die blaue Brille nur zu dem Zweck, damit er desto sicherer vor Überwachung seine Umgebung beobachten könne . . . Die Goldstücke auf seinem Zimmer hießen einfach Sündengeld, womit man die im Sklavenhandel erworbenen Reichtümer bezeichnen wollte. Dem Volke . . . schienen auch seine einsamen Gänge in Wald und Feld verdächtig. Da er sich nach der Rückkehr sofort zum Schreiben niedersetzte, so kam er bald auch in den Ruf eines bezahlten Spions. Die ohne Zweckangabe gemachten Reisen bestärkten diese Mutmaßung, da man

sich darunter nichts anderes denken konnte als die Berichterstattung alles dessen, was er wieder gesammelt hatte.“

Was ihn veranlaßte, sich 1858 in Solothurn anzukaufen, liegt ganz im Dunkeln. Mit den patrizischen Familien, bei denen er Zutritt fand, hatte er sich bald überworfen. Schon im Sommer 1859 empfing er nur mehr ungern Besuche aus der Stadt und zog sich ganz auf den Umgang mit dem Altwaisenvater Müller-Gaßmann und dessen Familie zurück, der ihm seine kleineren Geldgeschäfte und Haushaltsbedürfnisse besorgte. Um sich mit einem literarisch gebildeten Manne aussprechen zu können, lud er im Winter 1859/60 Pfarrer Hemmann zu sich, der ihn wöchentlich dreimal ein bis zwei Stunden lang besuchen mußte. Der Winter 1861/62 machte Sealsfield älter als die zehn früheren. „Im Greisenalter“, schreibt er seiner Freundin Elise Meyer, „ist es geziemend, sich von der Welt zurückzuziehen, in die sich der Jüngling und Mann stürzen muß, wenn er zum Mann reifen soll. Die Einsamkeit ist da an ihrem Platze, die Ruhe wird Bedürfnis; es drängen sich Fragen auf, die keine Bücher beantworten, die man sich aber selbst beantworten soll und muß.“ Gelegentlich äußerte er die Absicht, wieder zu verkaufen und sich in einer reformierten Stadt niederzulassen. „Im Winter ist das Klima hier auch gar zu rauh, und bei zunehmendem Alter für Konstitutionen, die selbst stärker als die meinige sind, angreifend . . . Freilich solche Spaziergänge finde ich in der Schweiz nicht mehr — auch schwerlich ein Haus so komfortabel, so bequem und für einen alten Junggesellen wie geschaffen . . . hier Zürich in der Nähe — und ich wäre zufrieden, aber dieses Kapuzinervolk ist mir eine gar zu trostlose Affäre.“ Er hatte aber nicht mehr die Kraft, seine äußeren Verhältnisse zu ändern und sich etwa wieder in Brugg niederzulassen. Im nächsten Winter begann er zu kränkeln, nach einer vergeblichen Kur in Rippoldsau und Schwalbach im Juni 1863 bereitete er sich mit großer Fassung auf sein nahes Ende vor, ließ sich von Pfarrer Hemmann am 25. Dezember die Kommunion reichen, saß dann tagelang in dem abgedunkelten Zimmer an seinem Tischchen und sah auf seine Uhr und Brille nieder, ohne je mehr ein Buch oder eine Zeitung vor sich zu haben. Ungeachtet seiner tödlichen Schwachheit stand er jeden Tag auf, bis ihn Dienstag, den 24. Mai, eine Ohnmacht überkam. Hemmann und Müller-Gaßmann brachten ihn zu Bett, er erholte sich ein

wenig, ließ seine Wertpapiere mit einem Begleitbrief an den Testamentsexekutor Nationalrat Peyer im Hof senden, fiel dann von neuem in Ohnmacht und verschied nach 36stündigem Todeskampf Donnerstag, den 26. Mai, morgens 7½ Uhr, ohne daß ihm ein Wort über sein ängstlich gehütetes Geheimnis entschlüpft wäre. So ging er hinüber, unversöhnt mit der katholischen Kirche, aber als ein überzeugter Theist und gläubiger Verehrer Christi. Und siehe da! Während sich das Leichengeleite langsam nach St. Niklaus bewegte, erwiesen die dem Lebenden so widerwärtigen Klosterglocken dem Toten die letzte Ehre . . .

Das Geheimnis des „großen Unbekannten“ ist bis heute nicht gelüftet. Wieder ist ein Menschenalter seit Pfarrer Hemmanns letzten Andeutungen dahingegangen, ein Jahrhundert seit Postls sogenannter Flucht verstrichen. Haben wir aus Zürich Aufklärungen zu erhalten, so könnten sie jetzt wohl kommen. Mindestens sollte auch die Schweizer Lokalforschung ihre Aufmerksamkeit wieder einem ihrer Wahlbürger zuwenden, der ihr sicher keine Unehre gemacht hat.